von Hersfeld im 11. Jh. „una vera love-story“ daraus geworden ist (S. 184). Es ist nicht des Vf. Absicht, mit Enthüllungen über die Realität einer solchen Liebesbeziehung aufzuwarten. Vielmehr geht es ihm darum, einerseits zu erklären, warum keine andere Quelle das Verhältnis bezeugt, andererseits vielleicht doch gewisse Hinweise aus den vorhandenen Texten herauszudestillieren. In den Viten des Bonifatius ist von Lioba nur am Rande die Rede, von dem gemeinsamen Grab überhaupt nicht. I erklärt sich dies, indem er eine scharfe Abgrenzung zieht zwischen den Bonifatiusviten und denjenigen seiner Schüler, die gewissermaßen ein eigenes Corpus bilden. Letzteres sieht er erfüllt von einem Geist der Familiarität und gegenseitigen Zuneigung, der Willibalds Vita und den von dieser abhängigen Viten völlig fehle. Hinter deren Bild des Bonifatius als des strengen, autoritativen Bischofs stünden die Interessen des Mainzer Erzbistums, die mit denjenigen Fuldas konkurrierten. Auch in der Sammlung der Briefe des Bonifatius tritt Lioba kaum in Erscheinung, lediglich ein Brief von ihr ist dort aufgenommen sowie zwei des Bonifatius an sie. Alle diese Briefe zeichnen sich durch eine bemerkenswerte Nüchternheit aus, vergleicht man sie etwa mit der Korrespondenz des Bonifatius mit der Äbtissin Bugga. Gerade dieses Fehlen jeglichen Überschwangs aber ist für I ein Zeichen der tiefen Verbundenheit zwischen beiden: Ihre wahren Gefühle konnten sie sich brieflich nicht zeigen und verbargen sie hinter der gespielten Sachlichkeit. Schließlich schlägt I noch vor, in der *soror*, der Bonifatius seine Aenigmata gewidmet hat, ebenfalls Lioba zu sehen, doch die Argumentation steht hier auf denkbar schwachen Füßen: Erstens hätte es niemand sonst gegeben, für den Bonifatius die schlichte Anrede *soror* verwendet haben könnte; zweitens kämen fast alle Vokabeln, die Lioba in den ihrem oben genannten Brief angeschlossenen Versen verwendet hätte, auch in den Aenigmata an irgendeiner Stelle vor – bei dem wenig spezifischen Inhalt der Hexameter Liobas vielleicht doch ein wenig weit hergeholt. Aber I behandelt diese Theorie auch nur als eine Hypothese.

V. L.

Christiane VEYRARD-COSME, L'œuvre hagiographique en prose d'Alcuin. Vitae Willibrordi, Vedasti, Richarii. Edition, traduction, études narratologiques (Per verba 21) Firenze 2003, SISMEL, Ed. del Galluzzo, LXXXVIII u. 436 S., ISBN 88-8450-062-1, EUR 62. – Das umfangreiche Buch erhebt den Anspruch, Textedition (mit französischer Übersetzung) und Monographie zu verbinden, wie man sich es von einer modernen philologischen Arbeit nur wünschen kann. Nun folgt aber die Autorin, die angibt, sich auf die ältesten Hss. zu stützen (ohne zu erklären, warum sie die *recentiores* mißachtet, S. 31), den Editionen, ja den Apparaten von Wilhelm Levison in den SS. rer. Merov. (mit Ausnahme der immerhin in mehr als 70 Hss. überlieferten Vita S. Martini, die hier aus unerklärlichen Gründen gar nicht berücksichtigt wurde). Die Abweichungen enthalten Lappalien (*monachiam* statt *monachicam*, S. 38; *rustra* statt *frustra*, S. 112, usw.) oder Fehler. So ist durch die Änderung von *quidem* in *quidam* am Anfang eines Textes von einem „gewissen Richarius“ die Rede (S. 112), obwohl es sich um die ihm gewidmete Vita handelt. Die Vorworte werden grundlos in der Einführung veröffentlicht und nicht mit den dazu gehörenden Texten (S. XLIII–L). Auf diese Weise wird dem Leser vielleicht weniger auffallen, daß die Vita S. Willibrordi eigentlich aus vier Teilen